



DIE STADT ALS EREIGNIS UND GESTALT

Religionsgemeinschaften haben eine öffentliche Aufgabe

IN DIESER AUSGABE:

Beiträge zu Urbanität
und Stadtentwicklung

Kirche zwischen Engagement
und Religionsmarkt

Wie ist die Stadt als Ereignis und als Gestalt zu denken? Früher war das leicht: Der Markt als Ort mitten in der Stadt repräsentierte die ökonomische Dimension der Stadt. Normalerweise lag auch das Rathaus am zentralen Marktplatz. Das Rathaus steht für die politische Kraft der Stadt. Und oft genug stand – ebenfalls am Marktplatz oder in unmittelbarer Nähe – die Stadtkirche (im Unterschied zur Bischofskirche). Diese Kirche repräsentierte die religiös-kulturelle Kraft aller Bürger.

Dieses Dreigestirn von Marktplatz, Stadtkirche und Rathaus kann man in vielen Städten bis heute noch finden. Aber dieses Muster bildet nicht mehr die Kräfte der gegenwärtigen Stadt angemessen ab. Auch die klassischen Stadttypen Residenz- oder Bischofsstädte, Industriestädte, Universitätsstädte, Landstädte, Hafenstädte oder Verwaltungsstädte mit hoheitlichen Aufgaben, die einst auch in ihrer Gestalt klar ersichtlich waren, gibt es nur noch in Rudimenten. Was es aber zur Genüge gibt und was heute immer offener zutage tritt, ist die innere Gliederung der Städte in reichere oder ärmere, in sozial und ökonomisch tendenziell homogene oder auch ethnisch stark geprägte Stadtteile.

Die Kirchen haben sich jahrhundertlang auf die räumlich gegebene annäherungsweise Identität von Stadtviertel und christlicher Gemeinde oder Parochie verlassen können. Das hat sich grundlegend geändert. Auch Stadtviertel ändern sich schnell und unvorhersehbar. Dass sich beispielsweise Teile der türkischstämmigen Mehrheitsbevölkerung in Berlin-Kreuzberg durch die sogenannte Gentrifizierung, also durch die Aufwertung und Verteuerung bestimmter Stadtteile, nunmehr

als bedroht sieht, verdrängt zu werden, schien undenkbar, aber es geschieht. Deshalb gibt es die neue Gruppe der Stadtteilflüchtlinge, die aus ihren angestammten Orten wieder Abschied nehmen müssen.

So wird die Stadt selbst zum großen Verschiebebahnhof. Besonders in den Übergangszonen von sich gegensätzlich entwickelnden Stadtteilen wächst die Gefahr von gewaltsamen Auseinandersetzungen.

Keine Religionsgemeinschaft allein kann hier zum Garanten des sozialen Friedens werden. Auch die Politik kann den ökonomischen Druck, der zu unterschiedlichen Stadtteilentwicklungen führt, bislang nicht steuern. In dieser Hinsicht sind die Pläne zu einer strategischen Partnerschaft von Kirche und Kommune nur zu begrüßen.

Wir sind die Stadt. Wir sind die Kirche. Aber wir leben nicht mehr in einer christlichen Stadt. Die Religionsvielfalt nimmt rasant zu. Die „Verheißung“ der Säkularisierung

als dem baldigen Ende von Religion ist nicht eingetreten und wird nicht eintreten. Religion und Aufklärung bleiben Leitpfade, und ihre Versöhnung bleibt ein Ziel. Aber Religion soll nur noch individuell und privat gelebt werden, so der Common Sense. Das können die Kirchen nicht mitmachen. Die Verheißung gilt aller Welt. Weniger Hoffnung wäre Verrat. Und es gibt genug zu tun, was die Politik nicht leisten kann.

Jede Stadt bildet heute die gesellschaftlichen Verwerfungen und Verschiebungen ab. Das Zutrauen zu den politischen Parteien als Akteuren des gesellschaftlichen Steuerns und Gestaltens ist massiv zurückgegangen. Das macht die Situation so schwierig und diffus. Wie schon im 19. Jahrhundert kann die Antwort der Kirchen und Christen nur sein, sich exemplarisch einzumischen und neue Wege zur Lösung der Probleme auszuprobieren.

Innovative Potenziale bilden sich oft durch das Zusammenwirken von

innerer und äußerer Bildung der Betroffenen im Verbund mit empirischen Analysen der Situation. Die Betroffenen sind die Experten ihrer Situation, und jeder Mensch wird mit dem Adel der Gotteskindschaft geboren. Wo ernsthaft um Lösungen unserer städtischen Probleme gerungen wird, haben die Kirchen vor allem ihre Stärken wiederzuentdecken.

Kirchen sind als öffentliches fortschreibendes Gedächtnis des Ortes zu verstehen und zu gestalten. Darum müssen sie öffentlich zugänglich sein; die Stadt sollte dies angemessen unterstützen.

Kirche als Ereignis und Gestalt bildet das öffentliche Gewissen des Ortes mit. Dabei kann und soll die Kirche den Stummen zur Stimme verhelfen und als öffentlicher Ort der Mund der Stummen werden und so helfen, dass sich ein öffentliches Gewissen des Ortes bilden kann. Die Kirche darf sich als Hütte Gottes bei den Menschen verstehen – nicht exklusiv, wohl aber exemplarisch.

Die wichtigste Funktion der Kirche für die Stadt ist es, die biblischen Hoffnungsbilder im Wettstreit anderer gesellschaftlicher Hoffnungs- und Glücksversprechen öffentlich und lokal zur Sprache und zur Darstellung zu bringen. Das sogenannte Kirchenjahr ist selbst ein Curriculum des Glaubens und zugleich eine Brücke zur säkularen Stadt. Hier können mit dem Mut zum Experiment Brücken gebaut werden; projektorientierte Kooperationen zwischen Kirche(n) und Kommune sind nur zu begrüßen.

> Redaktionelle Kurzfassung eines Vortrags, den Professor Dr. Wolfgang Grünberg anlässlich der Tagung „Kirche findet Stadt“ bei der Evangelischen Akademie der Pfalz am 16. November 2012 gehalten hat.



Öffentliches Gewissen des Ortes: Lutherbrunnen in Ludwigshafen.

(Foto: Kunz)

EDITORIAL

„Integration“ heißt inzwischen fast überall „Inklusion“. Wird damit nur ein neuer Modebegriff durch die Redaktionen gejagt – solange bis der Lack ab ist? Oder verändert sich wirklich etwas? Dem Anspruch nach steht hinter der Begriffsverschiebung ein Paradigmenwechsel: Menschen mit Behinderungen sollen als integraler Bestandteil einer vielfältigen Gesellschaft betrachtet werden – nicht als Fremdkörper, den es erst nachträglich in die Welt der „Normalen“ einzupassen gilt.

Als wegweisend für dieses neue Denken gilt die seit 2009 gültige UN-Behindertenrechtskonvention. Sie beschreibt Behinderung als Wechselwirkung. Im Blick sind nicht mehr nur die jeweiligen körperlichen, seelischen oder geistigen Beeinträchtigungen des „Behinderten“, sondern es geht um die Beseitigung von Barrieren in der Umwelt. Damit ist die Gesellschaft als Ganze gefragt. Es geht um Bildungssysteme, Wohnformen, Arbeitsplatzgestaltung – und um Einstellungen. Denn die Absenkung der mentalen Bordsteinkante ist oft eine größere Herausforderung als der ebenerdige Zugang zu einem öffentlichen Gebäude. Das Ziel – daran lässt die Behindertenrechtskonvention keinen Zweifel – ist ein Menschenrecht: die „volle, wirksame und gleichberechtigte Teilhabe“ an der Gesellschaft.

Auf der praktischen Ebene wird das schnell ziemlich kompliziert. Haben Kindertagesstätten den Mut, das Know-how und die Ressourcen, beeinträchtigte Kinder aufzunehmen: in regulären Gruppen – als besonderer Normalfall sozusagen? Ist Platz



Akademiedirektor Christoph Picker.

für inklusive Bildung in unserem hoch differenzierten, leistungsorientierten Schulsystem? Welche Spielräume haben Kommunen, um das Angebot an adäquatem Wohnraum zu erweitern oder Behördenkontakte niedrigschwellig zu gestalten? Gibt es Alternativen zur Werkstätte für Behinderte? Halten wir es aus, dass psychisch beeinträchtigte Menschen nicht mehr sicher verwahrt in der Anstalt leben, sondern in unseren Nachbarschaften? Wenn Inklusion mehr sein soll als eine modische Etikette, wird es anstrengend – und kontrovers! Vollmundige und pflichtschuldig abgenickte Bekenntnisse sind keine geeigneten Muntermacher gegen Inklusionsmüdigkeit. Auch hier brauchen wir eine offene und engagierte Debatte.

Ihr Akademiedirektor

Christoph Picker

HAUSMITTEILUNG

In der Verwaltung der Evangelischen Akademie ist jetzt Christina Weintzel M.A. für die Gesamtkoordination, Termine und Geld zuständig. Sie kommt aus Speyer, hat gerade ihr Studium in Philosophie und Geschichte abgeschlossen und senkt den Altersdurchschnitt in unserem jungen Team noch weiter. Unsere langjährige Mitarbeiterin Ivanka Steber M.A. haben wir nur ungern zur Evangelischen Kirche in Mannheim ziehen lassen. Unser Kuratoriumsvorsitzender Prof. Dr. Ulrich Sarcinelli nimmt mehrere Abschiede: Als Inhaber des politikwissenschaftlichen Lehrstuhls, als Leiter des Frank-Loeb-Instituts und als Vizepräsident der Universität Koblenz-Landau. Im Blick auf die Akademie freuen wir uns über Kontinuität: Er bleibt uns als Kuratoriumsvorsitzender bis 2015 erhalten.

IMPRESSUM

Herausgeber: Evangelische Akademie der Pfalz, Luitpoldstr. 10, 76829 Landau, Tel.: 0 63 41 / 9 68 90-30, Fax: 0 63 41 / 9 68 90-33, e-mail: info@eapfalz.de, Direktor: Dr. Christoph Picker
Redaktion: Dr. Christoph Picker und Dr. Martin Schuck
Verlag: Verlagshaus Speyer GmbH, Beethovenstr. 4, 67346 Speyer, Tel.: 0 62 32/2 49 26, Fax: 0 62 32/13 23-44
 Zuschriften an den Verlag, Redaktion Protex.

LABORATORIUM DER MODERNE

Florenz ist Sinnbild der urbanen Kultur Italiens, Wiege der Renaissance und des Humanismus. Mitte des 15. Jahrhunderts avanciert Italien zum wirtschaftlich führenden Land Europas, der Stadtstaat Florenz erlebt einen gewaltigen Aufschwung. Unter den Medici blühen Wollhandel, Tuchindustrie und Bankwesen auf. 1252 prägt die Stadt den Goldflorin, die stabilste Währung in Europa. Wie in einem Laboratorium der Moderne beginnt in Florenz der Prozess der Urbanisierung.

Der Historiker Jacques Le Goff erklärt zur Städtebildung im Mittelalter: „Die Stadt verändert den mittelalterlichen Menschen. Sie lässt die Bedeutung seines familiären Milieus schrumpfen, erweitert jedoch das Netz der Gemeinschaften, an denen er teilhat. Sie rückt Markt und Geld in den Mittelpunkt seiner Erwerbstätigkeit, sie erweitert seinen Horizont, bietet ihm die Mittel, sich zu bilden und zu kultivieren, zeigt ihm eine neue, lichte Welt.“

Die Einwohnerzahl von Florenz ist um 1300 auf 100 000 Menschen angewachsen. Die städtischen Verhältnisse sind geprägt durch Marktwirtschaft. Die Stadt ist „Ort des Wirtschaftslebens. Ihr Herz schlägt auf dem Markt. Der Städter erfährt die Abhängigkeit vom Markt.“ Es entstehen neue soziale Gruppen: Kaufleute, Bankiers, freie Handwerker, Intellektuelle und Künstler. Zugleich wandeln sich die politischen Verhältnisse: Stadträte, Gilden der Kaufleute, Zünfte der Handwerker und Bruderschaften entstehen.

Die prosperierende Stadt führt unter dem Mäzenatentum der Medici zu einer wissenschaftlichen, technischen und künstlerischen Konzentration. Cosimo „Il Vecchio“, der 1434 den inoffiziellen Rang des Staatsoberhauptes bekleidet, bestimmt bis zu seinem Tod 1464 die Entwicklung seiner Heimatstadt. Cosimo macht Florenz zu einem Zentrum der kulturellen Blüte und der humanistischen Gelehrsamkeit.

Die neuen Leitbilder der urbanen Kultur orientieren sich am Wert der Arbeit, des Eigentums und der Zeit. Es entsteht das Ethos des Unternehmers, die technologische Rationalität erfasst die Stadt. Zugleich entdeckt der florentinische Bürgerhumanismus einen Bautyp und eine Lebensweise wieder, die mit dem Römischen Reich verschwunden waren: das Landhaus des Aristokraten. Im Mittelalter war die einzige Form der Befestigung außerhalb der Stadt die Burg, die dem Adel als Wohnsitz und zur Verteidigung diente. Diese Funktionen trennen sich während der Renaissance: Die Rocca wird zur Festung, die Villa zur Residenz.

Cosimo de Medici schreibt um 1450 an Marsilio Ficino: „Zur Villa

in Careggi bin ich nicht gekommen, um die Felder zu bestellen, sondern um die Seele zu pflegen. Komm so bald wie möglich zu uns, Marsilio. Bring Platons ‚De summo bono‘

**Cosimo de Medici
will im Florenz
der Renaissance
Platons
Akademie
wieder herstellen.**

mit.“ Die Idee, Platons Akademie wiederherzustellen, entwickelt Cosimo 1437. Cosimo realisiert diese Idee in den 1460er Jahren mit Marsilio Ficino, der die platonischen Schriften aus dem Griechischen ins Lateinische übersetzt. Die erste moderne Akademie Europas ist

in keinem bestimmten Gebäude beheimatet, man trifft sich an verschiedenen Orten der Stadt oder im Sommer in den Villen. Die Villa di Careggi ist das berühmteste Gebäude der Frührenaissance, das 1457 Michelozzo di Bartolommeo, Schüler Brunelleschis und Hausarchitekt der Medici, gebaut hat. Hier treffen sich Cosimo und Lorenzo mit Dichtern, humanistischen Gelehrten und Künstlern der rinascità.

Unter Lorenzo wird die Villa di Careggi der Ort, an dem das humanistische Ideal der Synthese von Kontemplation und Aktion verwirklicht wird. In den 1480er Jahren bevorzugt Lorenzo die Villa Poggio a Caiano. Sie ist nicht mehr wie eine mittelalterliche Rocca um einen quadratischen Hof herum angelegt, sondern umfasst zwei symmetrische Flügel, die in der Mitte durch einen quadratischen Bau verbunden sind. Ihre architektonische Gliederung orientiert sich an der pythagoreischen Zahlensymbolik, zugleich symbolisiert die Villa die platonischen Ideen ihrer Bewohner.

Der Spaziergang durch den Garten gleicht einem Initiationsritus: Am Beginn steht ein Labyrinth, die nächste Station bildet eine Brunnenanlage, am Ende steht das Pavillonhaus, das als Meditationsort dient. Das florentinische Landhaus symbolisiert die Leitidee der toskanischen Renaissance, ein fragiles Gleichgewicht zwischen Leben und Arbeiten, zwischen humanistischem Ideal und wirtschaftlichen Interessen: Der Eigentümer legt nach antikem Vorbild einen kontemplativen Rückzugsort an, wobei der ländliche Besitz eine sichere Investition des „homo novus“ gegenüber den riskanten Bank- und Handelsgeschäften in der Stadt darstellt.

Katrin Platzer

Der aus Luxemburg stammende Stadtplaner Rob Krier hat dargelegt, dass nur eine Rückbesinnung auf die Leistungen der traditionellen Stadt jene architektonischen und städtebaulichen Elemente zurückgewinnen könne, die ein Wohlbefinden der Bewohner und ihre Integration in das soziale Gefüge der Stadt gewährleisten.

Das Gegenteil zur traditionellen Stadt findet sich in den rein funktionalistisch geplanten Wohnungs- und Stadtkonzeptionen des Bauhauses und in den Manifesten des „Congrès Internationaux d'Architecture Moderne“ (CIAM). Darin wurde der historischen Stadt jede Zukunftsfähigkeit abgesprochen. Das bekannteste Manifest ist die „Charta von Athen“ von 1933. Dieses geht auf den einflussreichen Architekten Le Corbusier (1887 bis 1965) zurück, der Anfang der 1920er Jahre geschrieben hat, das Haus sei „eine Maschine zum Wohnen“. Und über die neu zu planenden Städte hieß es: „Eine serienmäßig hergestellte Siedlung von guter Anordnung würde einen Eindruck von Ruhe, Ordnung und Sauberkeit auslösen und ihren Bewohnern unweigerlich Disziplin beibringen.“

Die „Charta von Athen“ ist das Dokument des funktionalistischen Städtebaus. Der bekannteste Leitsatz aus dem Manifest ist in Paragraf 77 formuliert, wonach der Schlüssel des Städtebaus in vier Funktionen liegt: Wohnen, Arbeiten, Erholen, Fortbewegen, also Verkehr. Die Funktionen seien räumlich zu trennen. Diese Funktionsentmischung wird allgemein als Indiz für die Zerstörung der alt-europäischen Urbanität angesehen. Die Schlafstädte und Wohnsilos am Stadtrand gelten als Beweis dafür, dass die vom Bauhaus oder von der CIAM ausgehende Stadtentwicklung unfähig war, Urbanität zu erzeugen.

Für die Identität der Bürger mit „ihrer“ Stadt und das Wohlbefinden in ihr ist die Innenstadt der sensibelste Bereich, weil er für alle attraktiv sein muss. Hier finden sich das historische Erbe, Einrichtungen der Verwaltung, der Kultur und Unterhaltung, beliebte Plätze und Geschäfte. Im Hinblick auf das Wohnen wird der demografische Wandel im Innenstadtbereich besonders deutlich: Die bürgerliche Bevölkerung hat die Kernstadt längst verlassen; nachgerückt sind Single-Haushalte und Menschen mit Migrationshintergrund. Seit einigen Jahren gibt es Bestrebungen, durch die neuen Stadtvillen die nun älter gewordenen Bewohner aus dem suburbanen Raum und ihren oft allein bewohnten Eigenheimen zurückzuholen.

Neben einer guten Stadtplanung ist auch Bürgersinn für eine Kultur der Öffentlichkeit entscheidend.



Keimzelle für die Theorie des funktionalen Städtebaus: Das Bauhaus in Dessau.

(Foto: epd)

URBANES VERHALTEN

Das städtische Gemeinwesen braucht engagierte Bürger

Zum Wohlbefinden in einer Stadt gehört die Duldung von Bräuchen und Sitten anderer Religionen und Kulturen, solange deren Repräsentanten die Grundlagen einer urbanen und offenen Gesellschaft respektieren. Der emeritierte Karlsruher Soziologieprofessor Bernhard Schäfers stellte auf der Tagung „Kirche findet Stadt“ die Frage, in welchen Städten wir leben wollen. Wir veröffentlichen eine redaktionelle Kurzfassung seines Referats.

Eine Innenstadtentwicklung, die den vielfältigen Ansprüchen an Rückkehr der Wohnfunktionen, kleinteiliger Geschäftswelt, angenehmen Aufenthaltsräumen, angstfreien Zugängen zu öffentlichen Räumen sowie Zugänglichkeit und Sicherheit des historischen Bauerbens gerecht wird, ist schwierig. Da Städte nur noch über wenig Grundbesitz verfügen, entfällt oft das Instrument der zureichenden Entwicklungssteuerung.

Die Stadtbewohner sind an bestimmten Entwicklungen nicht ganz unschuldig. Der Bürger ist auch nur ein Mensch und deshalb ein zwiespältiges Wesen. Auf der einen Seite möchte er ein alteingesessenes Gewerbe und reiches Kaufangebot im Innenstadtbereich haben, auf der anderen Seite fährt er am liebsten zu den günstigen Einkaufsmöglichkeiten am Stadtrand mit den bequemen und kostenlosen Parkplätzen.

Worauf soll sich künftig das Wohlbefinden im Innenstadtbereich beziehen? Nur noch auf den multi-kulturellen Essraum, der aus Eigennutz der Städte – jeder Stuhl im Freien bringt Geld – dauernd ausgeweitet wird, unterstützt durch die Vermarktung öffentlicher Räume für Events aller möglichen Art?

Der öffentliche Raum ist das Rückgrat einer Stadtgesellschaft. Er

ist unentbehrlich, so hat es der Philosoph Hans Blumenberg ausgedrückt, weil in ihm die „Ubiquität des Menschen zur Sprache“ komme. Der Stadtplaner und Stadttheoretiker Thomas Sieverts sagt in einem Beitrag zur Gestaltung des öffentlichen Raumes, dass dieser „das Grundgesetz der Stadt“ sei und deren Besonderheit und Würde verkörpere.

Es ließe sich ergänzen: Der öffentliche Raum ist das Herz einer „offenen Gesellschaft“. Darum sollte nicht geduldet werden, dass einzelne soziale Gruppen, Fanclubs oder Punker, ethnische Minderheiten oder Drogenbanden ihn okkupieren und aus dem öffentlichen Raum einen Angstraum machen.

Öffentlichkeit in Stadträumen setzt nicht nur eine bestimmte Architektur und Stadtplanung voraus, sondern auch mithandelnde Bürgerinnen und Bürger, die sich im Sinne einer Kultur der Öffentlichkeit verhalten. Die für öffentlich Kommunikation erforderlichen Werte und Normen, Sprache und Gestik, Mimik und Symbolik setzen lange, nie enden wollende Prozesse des Einübens und Verstehens, kurz: der Sozialisation und der Übernahme kulturspezifischer Verhaltensweisen voraus.

Verhalten in öffentlichen Räumen unterscheidet sich von typischen Verhaltensmustern in privaten und gemeinschaftlichen, gruppenspezifischen und institutionellen Zusammenhängen. Der Göttinger Soziologe Hans-Paul Bahrdt (1918 bis 1994) stellte die öffentliche Sphäre,

die bestimmte Raumkonfigurationen voraussetzt, der privaten Sphäre gegenüber und machte sie zum Maßstab gelungenen Städtebaus. Als „urban“ definierte er eine Stadt, in der dieses Spannungsverhältnis erlebbar ist. Öffentlichkeit ist ein Forum, auf dem Einheimische und Fremde einer Stadtgesellschaft sich begegnen und sich durch „darstellendes“ Verhalten „repräsentieren“.

Seit Jahren ist jedoch ein deutlicher Rückgang des zivilisierten Verhaltens in allen öffentlichen und halb-öffentlichen Räumen, wozu auch Busse und Bahnen gehören, zu beobachten. Der Rückgang zivilisierter Verhaltensstandards, das Rückgrat einer individualisierten und pluralisierten Gesellschaft, stellt den „Prozess der Zivilisation“, von dem Norbert Elias (1897 bis 1990) gesprochen hat, infrage.

Öffentlichkeit beginnt im Wohngebiet. Dieses muss die Gewähr für Vielfalt, Begegnung und Integration bieten, was die Integration von Menschen mit Migrationshintergrund einschließt. Eine Eigenschaft ist besonders wichtig: die wechselseitige Aufmerksamkeit füreinander, „soziale Kontrolle“ im besten Sinne. Neben den genannten Okkupationen öffentlicher Räume durch bestimmte Gruppen ist dessen teilweise Entwertung durch Kommerzialisierung und Teilprivatisierung zu sehen. Hierzu sind auch die innerstädtischen Einkaufszentren zu rechnen. Mit öffentlichem Raum in einem urbanen Verständnis hat das nichts zu tun.

Für die chaotische Religiosität erscheinen religiöse Formen und Inhalte als bloßes Unterhaltungsgut oder als eine kulturelle Manipulationsmasse, die man nach Belieben kneten und sich zurechtbasteln kann. Warum sollen wir mit oft jahrhundertalten religiösen Formen und Inhalten leben? Gibt es nicht aktuellere, attraktivere, unterhaltsamere Menschen, Rituale und Botschaften, die bei der Sinn-suche helfen und irgendwie auf Transzendenz und Ganzheit verweisen? Warum sollen Menschen nicht ihre religiösen Bedürfnisse beim Waldspaziergang oder in einer ruhigen Mondnacht zu befriedigen suchen? Warum nicht mit heilenden Steinen, mit Horoskopen oder in allen möglichen Fangemeinden?

Die chaotischen Formen von Religiosität geben sich gern emotional, freundlich auf das konkrete Individuum eingestellt und unterhaltsam. Sie werden nicht gern daraufhin angesprochen, dass seriöse Religionen Tiefenrationalitäten haben, dass sie geteilte Werte pflegen und damit moralische normative Bindekräfte kultivieren, dass sie als Wahrheit suchende Gemeinschaften positive Beziehungen zur Wissenschaft haben oder zumindest anstreben sollten und als Gerechtigkeit suchende Gemeinschaften positive Beziehungen zum Rechtssystem und zu einer der Humanität verpflichteten Politik.

In Deutschland rechnen sich am Beginn des „dritten Jahrtausends nach Christus“ etwa 30 Prozent der Bevölkerung der evangelischen Kirche zu, ebenfalls etwa 30 Prozent der römisch-katholischen Kirche. Politik und Medien gebrauchen gern die Formel 30 Prozent, 30 Prozent und 40 Prozent. Zumindest manchmal soll damit der Eindruck erweckt werden, die großen christlichen Konfessionen seien auf dem Weg in die Minderheiten.

Tatsächlich verbergen sich aber hinter den 40 Prozent eineinhalb bis zwei Millionen orthodoxe Christen, immerhin zwei Prozent der Bevölkerung, ferner etwa eine Million freikirchlich organisierte Christen, viereinhalb Millionen Muslime, von denen die große Mehrheit auch religiöse Bindungen aufweist; ein Prozent der deutschen Bevölkerung gehört anderen Religionsgemeinschaften an: 270 000 Buddhisten, 200 000 Juden, 100 000 Hindus und eine Vielzahl kleinerer religiöser Gruppierungen.

Selbst unter den etwa 30 Prozent der deutschen Bevölkerung, die sich ausdrücklich keiner religiösen Organisation zurechnen (ein beträchtlicher Teil davon nicht ohne Einfluss der Zwangssäkularisierung in der DDR), zeigt noch etwa ein Drittel religiöse Vorstellungen und zumindest rudimentäre religiöse Bindungen und Praktiken auf. Die Relation Religion: Nicht-Religion ist also realistischer mit 70:30, vielleicht sogar mit 75:25 anzusetzen.

Wie in Deutschland, so gehören auch im sogenannten säkularisierten Europa über 70 Prozent der Menschen zu der Gruppe der Religiösen, und dies gilt auch für das ebenfalls gern säkular genannte Australien. In den USA sind es über 80 Prozent und in Lateinamerika sowie in Afrika über 90 Prozent. In ehemals atheistischen Kontexten wie Russland, in Teilen des früheren Ostblocks, in China und anderen Regionen Asiens wächst und erneuert sich die Religiosität, nicht zuletzt das Christentum, in eindrucklichen Dynamiken. Soziologen sprechen gern vom „schlafenden Riesen Religion“, der wissenschaftlich und theologisch sorgfältig beobachtet werden sollte. Dies sollten auch diejenigen einsehen, die auf eine konstruktive Pflege der Religiosität

keinen Wert legen, die gegenüber ungepflegter Religion gleichgültig sind oder die Religion sogar schädlich finden. Auch religiös weniger Gebildeten dämmert heute die Einsicht: Wir müssen die Religionen auch theologisch „von innen“ beobachten (lassen), nicht nur religionswissenschaftlich und religionssoziologisch

außen, wenn wir ihre Entwicklungsdynamiken und Ausstrahlungskräfte verstehen wollen.

Die großen christlichen Kirchen in unserem Land überlassen die Religiosität nicht einem frei floatenden Religionsmarkt, jedenfalls nicht, soweit sie sich auf verantwortungsbewusste Amtsträgerinnen und Amtsträger verlassen können. Sie legen auf eine wissenschaftliche Ausbildung und wissenschaftliche Examen Wert und auf eine beständige wissenschaftliche Selbstprüfung ihrer Theologien und ihrer Praxisformen. Durch wissenschaftliche Bildung, Kirchenrecht und liturgische Ordnungen, durch Curricula für den Religionsunterricht, durch Visitationen und berufliche Weiterbildung wollen sie für eine „gepflegte Religiosität“ sorgen, die nicht allen Launen und Mo-



Sinnbild für ein frei floatendes religiöses Angebot für das suchende Individuum: Büchertisch auf der Esoterikmesse in Augsburg.

(Foto: epd)

ZWISCHEN KARITATIVEM ENGAGEMENT UND MODERNEM RELIGIONSMARKT

Professor Michael Welker über gepflegte und ungepflegte Religiosität

Bis vor etwa 20 Jahren war die Frage zu hören: Gehen wir in eine Zukunft der Menschheit mit Religion oder ohne Religion? Diese Frage ist ersetzt worden durch die Frage: Gehen wir in eine Zukunft der Menschheit mit gepflegter oder ungepflegter Religiosität? Ungepflegte Erscheinungen von Religiosität können in verschiedenen Formen auftreten. Am auffälligsten sind die tyrannischen Gestalten – von aggressivem, oft ideologischem Fundamenta-

den des religiösen und weltanschaulichen Marktes unterworfen ist und nachgibt.

Dies ist keine leichte Aufgabe, da eine zu stark intellektuell, liturgisch und normativ gehaltene Religiosität heute leicht in Resonanzprobleme gerät. Sie wird als starr und steril empfunden, erscheint Menschen schwer verständlich und langweilig. Kirche und Theologie reagieren auf solche Resonanzprobleme mit Anpassungen, wie wir sie im sogenannten „problemorientierten Religionsunterricht“ oder in der Programmpolitik vieler kirchlicher Akademien erlebt haben und erleben. Die inhaltlich-theologischen Themen

wurden zurückgenommen, aktuelle politische, moralische und kulturelle Fragestellungen wurden ins Zentrum gerückt. Heute sehen wir, dass mit dieser tatsächlich stärker zeitgeorientierten und zum Teil marktorientierten Anpassungsstrategie ein Prozess verstärkt wurde, den Wolfgang Huber auf die Formel der „Selbst-Säkularisierung der Kirchen“ brachte. Ich selbst habe betont, dass die Selbst-Säkularisierung in der Regel von einer „Selbst-Banalisierung“ begleitet wird.

Im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts hat sich die Religiosität in Europa sehr stark an den kritisch-moralisch-politischen Zeitgeist angepasst. Sie

lismus bis hin zu terroristischen Aktivitäten – oder die mehr oder weniger chaotischen Formen. Der Heidelberger Theologieprofessor Michael Welker hielt bei den Landauer Akademiegesprächen am 23. Januar 2013 unter der Fragestellung „Wohin steuern die Kirchen? Zwischen karitativem Engagement und modernem Religionsmarkt“ ein Einführungsreferat, das wir in einer redaktionellen Kurzfassung veröffentlichen.

surfte sozusagen mit auf den Wellen aktueller moralisch-politischer Erregung und beteiligte sich an den aktuellen politisch-moralischen Diskursen. Dabei verlor sie viele ihrer engagiertesten und intelligentesten Mitglieder an zivilgesellschaftliche Gruppierungen und Organisationen, die gezielte humanitäre Engagements effizienter fanden ohne eine nachklappende Religiosität. Da andererseits viele Menschen die theologisch-inhaltliche Entleerung der Religion nicht ertragen können, versuchten sie, dies irgendwie durch selbst gebastelte Formen von Religiosität zu kompensieren: „Was will uns dieses Blümchen sagen?“ – „Im heutigen Got-

tesdienst wollen wir uns einmal mit Wasser befassen.“ Man flieht in den Symbolkitsch, die ungepflegte Religiosität wird dumm und albern und lebt schließlich von milden Provokationen und gezielter Tabuverletzung – zum Beispiel mit der generalisierenden Rede vom „modernen Religionsmarkt“.

So wenig wie das Verhältnis von Kirche und Zivilgesellschaft angemessen mit der Rede vom „Religionsmarkt“ in den Blick kommt, so wenig wird die große organisatorische, institutionelle, moralische und politische Macht von Caritas und Diakonie angemessen mit der Rede von „karitativen Engagement“ erfasst. Die beiden gro-

ßen konfessionellen Wohlfahrtsverbände, die evangelische Diakonie und die römisch-katholische Caritas, nennen in ihren letzten Statistiken jeweils über 450 000 Mitarbeitende, dazu kommen jeweils etwa 300 000 Auszubildende, Honorarkräfte und Bundesfreiwilligendienstler (früher: Zivildienstleistende), schließlich noch einmal etwa 200 000 Mitarbeitende, die nicht den beiden großen konfessionellen Wohlfahrtsverbänden angehören, aber doch auch kirchlichem Arbeitsrecht unterworfen sind. Insgesamt sind etwa eineinhalb Millionen Menschen in der kirchlich organisierten Kultur des Helfens tätig; und sie werden von geschätzt etwa eineinhalb Million ehrenamtlich Tätigen unterstützt.

Etwa 60 000 Einrichtungen und Dienste, etwa zwei Millionen Betten und Plätze stehen in Deutschland im Rahmen von Diakonie und Caritas bereit, um Menschen, die auf Hilfe angewiesen sind, besonders Menschen in Not, unter die Arme zu greifen. Wie die Caritas Deutschland auf ihrer Website formuliert, hat dieses helfende Engagement seine Wurzeln „in der Liebe Jesu zu den Menschen“. Wie er, wollen die christlichen Wohlfahrtsverbände „ohne Ansehen der Nation, des Status oder der Konfession den Menschen mit Liebe und Achtung begegnen“. Caritas und Diakonie sind die beiden größten Arbeitgeber in Deutschland. Gegenüber der etwas lockeren Rede vom „karitativen Engagement“ blicken die engagierten Kritiker der kirchlichen Wohlfahrtspflege schärfer hin, wenn sie vom „Wohlfahrtsimperium Caritas und Diakonie“ sprechen und darüber klagen, dass 80 Prozent oder mehr der hier getätigten Ausgaben vom Sozialstaat getragen werden.

Es ist billig, negative – entweder herablassende oder perhorreszierende – Perspektiven auf diese beeindruckende verlässlich organisierte Kultur des Helfens zu entwickeln. Man kann die ungeheure finanzielle, wirtschaftliche, therapeutische, bildungspolitische und letztlich auch allgemein politische Macht, die hier tatsächlich gebündelt ist, unter Verdacht stellen. Man kann eine stärkere Entkopplung von den kirchlichen und religiösen Impulsen und Organisationen fordern, eine weitere Säkularisierung der Diakonie, getragen von der Illusion, dass die starken motivationalen Kräfte, die in die

Kultur des Helfens Eingang finden, auch ohne religiöse oder gar christlich-religiöse Basis nachwachsen. Man kann umgekehrt die Tendenzen der Professionalisierung und Säkularisierung in der Diakonie beklagen und eine Verstärkung der kirchlichen Bindungen und der geistlichen Profile propagieren und fordern.

Die Aufgabe einer theologisch reflektierten und wissenschaftlich begleiteten Untersuchung des Verhältnisses von Kirche und Diakonie ist es, solche Spannungen offenzulegen. Dabei muss fairerweise die ungeheuer segensreiche Ausstrahlung der zumindest ursprünglich christlich-kirchlich initiierten Kultur des Helfens auf unsere Zivilgesellschaft und auf die Gesellschaft überhaupt gewürdigt werden.

All diejenigen, die leichtfertig mit den Problemen des religiösen Marktes und mit der kirchlich organisierten Diakonie ohne ein Element ernsthafter und dankbarer Würdigung umgehen, seien abschließend mit folgender Geschichte nachdenklich gestimmt. Von Charles-Maurice de Talleyrand-Périgord, dem großen, aber schillernden französischen Politiker zur Zeit der Französischen Revolution, wird die folgende Anekdote berichtet: Ein Zeitgenosse Talleyrands sucht ihn auf und bittet ihn um Rat, wie man eine neue Religion gründen könne. Talleyrand, so heißt es, habe sich daraufhin im Sessel zurückgelehnt und gesagt: „Unser Herr und Meister Jesus Christus hat eine neue Religion gegründet, indem er sich kreuzigen ließ und nach drei Tagen auferstand. Ich würde Ihnen

empfehlen, für Ihre Angelegenheit etwas Ähnliches in die Wege zu leiten.“

Jesus Christus hat die Menschen in seinen Umgebungen geheilt, er hat sie gelehrt, er hat sie in der Tischgemeinschaft angenommen. Wenn heute viele unserer europäischen Gesellschaften und Kulturen Bildung für alle, Gesundheitsvorsorge für alle und auch eine zumindest minimale Versorgung mit Grundnahrungsmitteln für alle sicherstellen wollen, so steht dies durchaus in seiner Nachfolge. Der Blick in andere Weltgegenden und auch in andere Epochen der Geschichte lehrt uns, dass diese scheinbaren Selbstverständlichkeiten hohe Errungenschaften sind, die wir nicht leichtfertig aufs Spiel setzen sollten, wenn wir in halbwegs friedlichen und humanen Umgebungen leben wollen. Michael Welker

Die großen christlichen Kirchen überlassen die Religiosität nicht dem frei floatenden Religionsmarkt.

Segensreiche Ausstrahlung der christlich initiierten Kultur des Helfens auf die Zivilgesellschaft.



Noch in der Fläche präsent: Diakonische Einrichtungen in den Gemeinden.

(Foto: Seebald)

EIN PARADIGMENWECHSEL

Soziale Verantwortung in die Lebenswelt integrieren

Albrecht Bähr, der Landespfarrer für Diakonie, griff in seinem Vortrag bei der Tagung „Kirche findet Stadt“ einen Gedanken des Heidelberger Diakoniewissenschaftlers Theodor Strohm auf, der bereits 1998 einen Paradigmenwechsel im Selbstverständnis der Diakonie forderte: Anstelle der herkömmlichen Vereins- und Anstaltsdiakonie müsse der Weg zu einer „Gemeinwesendiakonie“ begangen werden. Welche Konsequenzen hat das für die Diakonie heute? Wir dokumentieren Bährs Ausführungen in einer redaktionell gekürzten Form.

Der Druck, der auf den Kommunen lastet, aber auch die zurückgehenden Kirchensteuern und damit der finanzielle Druck, der auf dem diakonischen Werk liegt, lässt das diakonische Handeln vor Ort schwerer werden, sodass wir uns von Beratungsfeldern trennen müssen, wenn wir keine Entlastung durch Kirche und andere Partner bekommen. Trotz dieser Rahmenbedingungen kann und darf es aber nicht sein, dass Diakonie und Kirche nur dann am Nächsten tätig werden, wenn sie die Refinanzierung durch Dritte zugesagt bekommen. Es geht also unabhängig von diesen Rahmenbedingungen um die Frage, wie eine Infrastruktur im sozialen Nahbereich in Zusammenarbeit mit anderen sozialen Netzwerken gestaltet werden kann.

Theodor Strohm hat für diese Herausforderungen in seinem Aufsatz „Wichern drei – Auf dem Weg zu einer neuen Kultur des Sozialen“ den Begriff der „Gemeinwesendiakonie“ geprägt. Er nimmt dabei Bezug auf die von Johann Hinrich Wichern 1849 veröffentlichte Denkschrift „Die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche“. Wichern versuchte in dieser Schrift die Anfänge einer reinen „Rettungsdiakonie“ weiterzuentwickeln in eine „christlich rettende Liebesarbeit, die christliche Assoziationen der Hilfsbedürftigen selbst für deren sozialen Zweck veranlasst“.

Eine solche Entwicklung habe bereits damals die Einleitung einer neuen Epoche markiert. Dennoch sei eine Engführung der Diakonie auf eine Vereins- und Anstaltsdiakonie entstanden, die nicht den erhofften christlichen Gesellschaftsorganismus, sondern einen christlichen Wohlfahrtsverband auf den Weg gebracht habe. Strohm empfahl, sich nicht mit resignierenden Diagnosen abzufinden und auch nicht damit zufriedenzugeben, dass die Diakonie inzwischen zu einem unverzichtbaren Faktor des Sozialstaats geworden ist. Vielmehr forderte er auf, bei der Frage nach einer neuen Kultur des Sozialen auf die epochalen Verschiebungen der 150-jährigen Geschichte der Diakonie zu blicken. Demnach stand Wichern am Beginn der Organisation von Solidarität. Die Verwerfungen des 19. Jahrhunderts infolge von Industrialisierung und Verstädterung führten zu den Hilfsansätzen der kommunalen Armenfürsorge einerseits und der sozialen Solidarität durch bürgerschaftliches Engagement andererseits.

Unter dieser Erfahrung war das Wachstum der Wohlfahrtsverbände eine Konsequenz des Zusammenbruchs von 1945. Mit vielen hun-

dertausend Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in Diakonie und Caritas, die das System sozialer Arbeit tragen, hat sich eine expertengestützte Systemwirklichkeit herausgebildet, die an den Grenzen des Möglichen angekommen ist. Dies hat auch zu einer Verlagerung von privater Organisation von Hilfe in öffentlich organisierte Systeme geführt.

Nach Strohm muss es in Zukunft darum gehen, soziale Verantwortung in lebensweltliche Kontexte zu integrieren. Die soziale Arbeit ist trotz hoher Ansprüche nur ansatzweise über Reaktions- und Lückenbüherfunktionen hinausgekommen. Spezialisierung, Professionalisierung und das indikatoren-geschützte Tätigwerden in definierten Zuständigkeitsbereichen haben zu einer Symptomfixierung geführt. Es fehlt an längerfristigen, umfassenden und zielübergreifenden Lösungsansätzen. Wir

brauchen den Aufbau sozialer Netzwerke. Es geht um die Balance zwischen den sozialstaatlichen Expertenkulturen, wozu auch die bisherigen Dienstleistungen der Wohlfahrtsverbände gehören, und den auf freiwilliger Initiative und gemeinsamer Verantwortung beruhenden Kulturen des eigenen Lebens.

„Gemeinwesendiakonie“ in Zusammenarbeit mit Partnern vor Ort gehört die Zukunft.

Kirche muss also kooperieren, denn der Begriff „Gemeinwesendiakonie“ beschreibt eine Gestalt kirchlich-diakonischer Arbeit, die getragen wird von mehreren Akteuren. Deshalb müssen Kirchengemeinden und Stadtteile Netzwerke vor Ort bilden, die die Arbeit tragen. Das geht nicht ohne Personal, das allerdings nicht nur von der Diakonie finanziert werden sollte. Gleichzeitig bedeutet dies, dass wir wegmüssen von dem zentralistischen Denken, wonach der Spitzenverband in Speyer alles lösen und lenken muss. Wir brauchen eine stärkere Verantwortung in der Region und ein größeres Vertrauen, dass die Menschen dort die Arbeit einer gemeindenahen Diakonie auch stemmen können. Gelingt uns dies, können wir eine neue Sozialkultur vor Ort schaffen, die Partei nimmt für die Nöte der Menschen.

Damit kommt ein zweiter Aspekt in den Blick: Richtig verstandene Gemeinwesenarbeit integriert die Betroffenen in ihre Arbeit und begegnet ihnen auf Augenhöhe, betrachtet sie also, theologisch gesprochen, als Schwester und Bruder. Auch der Arme spielt seinen Part in der „Gemeinwesendiakonie“. Das erfordert aber einen Lernprozess in Diakonie und Gemeinde, denn die entfremdeten diakonischen Institutionen und die gemeindlichen Lebensverhältnisse müssen neu aufeinander bezogen werden. Wir brauchen eine Stärkung der Wahrnehmungsfähigkeit für Probleme verborgener Not und für stummes Leiden in den Gemeinden. Diese Wahrnehmungsfähigkeit muss aber auch von den in der Kommune ansässigen Vereinskulturen mitvollzogen werden.

Für die Diakonie stellt sich die Frage, welche Angebote sie bereitstellen muss und was sie dazu beitragen kann, eine Gemeinwesendiakonie in Zusammenarbeit mit den anderen Partnern vor Ort zu entwickeln. Und weiter muss gefragt werden, wie die Beratungssysteme, die auch weiterhin notwendig sein werden, so in den Kontext der „Gemeinwediakonie“ integriert werden können, dass die Beratungsergebnisse nachhaltig gesichert werden können.

Noch haben wir flächendeckend die Häuser der Diakonie. Diese müssten aber von einem integrierten Fach- und Verwaltungsmodell zu einem sozialraumorientierten diakonischen Wirkungsmodell für die Kirchenbezirke weiterentwickelt werden. Neben der Bereitstellung von Beratungskapazität wird es wichtig sein, dass die Diakonie einen Beitrag dazu leistet, die Sozialräume zu befähigen, Teil einer Zivilgesellschaft zu sein, in der ein gerechtes und menschenwürdiges Leben nicht nur Thema des Leitbildes ist, sondern von Alten, Kranken, aber auch Jungen als alltägliche Menschenfreundlichkeit Gottes erfahren wird.

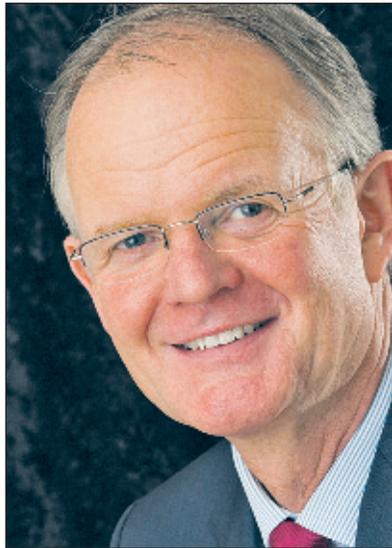
STADT SOZIALEN MITEINANDERS

Interview mit Oberbürgermeister Hans-Dieter Schlimmer

Die Evangelische Akademie der Pfalz hat mit dem Umzug von Speyer nach Landau ein Umfeld vorgefunden, das nicht zuletzt durch die dortige Universität geprägt ist. Derzeit sind am Campus Landau der Universität Koblenz-Landau etwa 7000 Studierende eingeschrieben. Das Frank-Loeb-Institut der Universität und neuerdings auch die Stadt Landau gehören zu den Kooperationspartnern der Akademie. Martin Schuck sprach mit dem Landauer Oberbürgermeister Hans-Dieter Schlimmer über Inhalte und Perspektiven dieser Zusammenarbeit.

Herr Oberbürgermeister Schlimmer, vor einiger Zeit ist die Evangelische Akademie der Pfalz von Speyer nach Landau umgezogen. Welches Umfeld kann Landau dieser evangelischen Bildungseinrichtung bieten?

In Landau lässt es sich gut leben und arbeiten. Das hat sich mittlerweile herumgesprochen. Landau ist nicht nur eine Stadt mit Geschichte, sondern auch eine Stadt im Herzen Europas, eingebunden in die Metropolregion Rhein-Neckar, die Technologieregion Karlsruhe und den elsässischen Raum – vor allem aber in das Zentrum der Südpfalz. Landau ist Familienstadt, Universitätsstadt, Wirtschaftsstadt, Kulturstadt. Ein lebendiges Gemeinwesen eben mit Kirchen, Schulen, Parks, Kindertagesstätten und einer pulsierenden Innenstadt mit besten Einkaufsmöglichkeiten. Außerdem bietet Landau Arbeitsplätze in zahlreichen Branchen vor Ort und ist über beste Verkehrsverbindungen in der Region schnell erreichbar. Und selbstverständlich ist Landau Wohnstadt mit besten Noten, bietet Wohngebiete mit hoher Lebensqualität und je nach persönlichem Geschmack in städtischem oder dörflichem Ambiente. Landau hat in den vergangenen Jahrzehnten eine dynamische Entwicklung vollzogen und wird es auch in den nächsten Jahren tun.



Hans-Dieter Schlimmer. (Foto: pv)

Mit den Akademiegesprächen gibt es eine Kooperation zwischen der Stadt Landau und der Evangelischen Akademie sowie dem Frank-Loeb-Institut der Universität Landau. Wie beurteilen Sie diese Kooperation und welche Zukunftsperspektiven sehen Sie?

Mit der Verschmelzung der Landauer Gespräche und der Akademiegespräche möchten wir das bisherige intellektuelle kulturelle Angebot in der Stadt Landau erweitern und die Qualität beibehalten. In den letzten Jahren war es immer schwieriger geworden, hochrangige Referenten für die Landauer Gespräche zu gewinnen. Doch ich wollte die Tradition der Gespräche beibehalten und unseren Bürgerinnen und Bürgern auch weiterhin ein ansprechend anregendes Programm bieten. Daher hat sich die Kooperation mit beiden Partnern geradezu aufgedrängt. Der Erfolg der ersten gemeinsamen „Ausgabe“ der Landauer Akademiegespräche im Wintersemester 2012/2013 hat gezeigt, dass das neue Konzept überzeugt und wir eine gute Lösung gefunden haben, die allen dient. Für weitergehende Kooperationen bin ich immer offen.

Neben der Evangelischen Akademie der Pfalz sind noch weitere Institute und Dienste der Evangelischen Kirche der Pfalz in Landau angesiedelt. Was bedeuten diese kirchlichen Einrichtungen für das Selbstverständnis der Stadt Landau?

Landau begreift sich als Stadt sozialen Miteinanders. Unsere Bürgerinnen und Bürger sollen sich umfassend zu Hause fühlen in ihrer Stadt. Die evangelische Kirche in Landau insgesamt, ihre Einrichtungen insbesondere, haben daran wesentlichen Anteil. Ich möchte mir unsere Stadt nur mit unseren Kirchen als wesentliche Impulsgeber unserer Wertekultur und als Sinnstifter unseres gesellschaftlichen Lebens vorstellen.

Wie beurteilen Sie die Zusammenarbeit zwischen den Kirchen und der Stadt? Sehen Sie Möglichkeiten, die Zusammenarbeit auszubauen?

Unsere Zusammenarbeit bewerte ich als sehr gut. Die beiden großen Kirchen sind bei zahlreichen Veranstaltungen selbstverständlich eingebunden. Ich freue mich auf den Beitrag der beiden großen Kirchen auf der Landesgartenschau 2014 und sehe mit Dank, Respekt und Anerkennung das großartige Engagement gerade der evangelischen Kirche.

Welche positiven Effekte für die zukünftige Stadtentwicklung Landaus versprechen Sie sich von der Landesgartenschau, an der sich ja auch die Evangelische Kirche der Pfalz mit eigenen Beiträgen beteiligt?

Die frühere Kaserne Estienne et Foch wird im nächsten Jahr Schauplatz der Landesgartenschau. Hier steht ein Areal von 35 Hektar Konversionsgelände im Fokus der Entwicklung. Die Landesgartenschau dient uns als Motor zur Entwicklung. Einerseits können wir mit einer großartigen Unterstützung des Landes Strukturen schaffen, die dauerhaft zur Attraktivität des Gebietes beitragen (Grünflächen, Sport- und Freizeitanlagen), andererseits stellt die Landesgartenschau innerhalb des Kasernenareals eine einmalige Werbeplattform für den künftigen „Wohnpark Am Ebenberg“ dar. Die Besucher werden Musterhäuser besichtigen und die im Wohnpark entstehenden Wohnräume erleben können. Architektur, Wohnqualität, Energieversorgung und Mobilität werden zukunftsweisend für unsere Stadt sein. Das war, ist und bleibt unser Anspruch. Aber selbstverständlich freuen wir uns einfach auch auf 186 wunderschöne, unvergessliche Tage, an die wir lange denken werden.

So werden Sie Mitglied: Rufen Sie uns einfach an, wir schicken Ihnen die Beitrittserklärung mit allen weiteren Informationen, Telefon 0 63 41 / 9 68 90-30, oder schicken Sie uns eine e-mail: info@eapfalz.de. Oder schreiben Sie uns kurz: Evangelische Akademie der Pfalz, Luitpoldstr. 10, 76829 Landau

GESELLSCHAFT DER FREUNDE DER EVANGELISCHEN AKADEMIE DER PFALZ E.V.

Freunde suchen Freunde

Einladung zur Mitgliedschaft. Wir unterstützen und begleiten die Arbeit der Akademie. Wir setzen uns mit Fragen der Zeit auseinander, am liebsten gemeinsam mit anderen. Mit unseren Aktivitäten wollen wir unserer Region neue Impulse geben und einen Dialog aktueller Themen ermöglichen. Wir engagieren uns nicht nur persönlich und finanziell, sondern auch ganz bewusst durch eigene Veranstaltungen wie Vorträge, Tagungen und Publikationen.



Werner Simon, Vorsitzender

Unser Jahresbeitrag beträgt 30 Euro. Auch über zusätzliche Spenden freuen wir uns und stellen Ihnen auf Wunsch eine steuerlich anerkannte Spendenbescheinigung aus.

Ihre Vorteile als Mitglied: > Sie werden zu den Veranstaltungen der Akademie und des Freundeskreises eingeladen. > Sie werden bei Veranstaltungen mit begrenzter Teilnehmerzahl bevorzugt. > Sie erhalten kostenlos die Akademiezeitung Protexpte und Informationen über weitere Veröffentlichungen.

So werden Sie Mitglied: Rufen Sie uns einfach an, wir schicken Ihnen die Beitrittserklärung mit allen weiteren Informationen, Telefon 0 63 41 / 9 68 90-30, oder schicken Sie uns eine e-mail: info@eapfalz.de. Oder schreiben Sie uns kurz: Evangelische Akademie der Pfalz, Luitpoldstr. 10, 76829 Landau

GESELLSCHAFT DER FREUNDE DER EVANGELISCHEN AKADEMIE DER PFALZ E.V.

DIE STADT DER ZUKUNFT

Wie können Städte auf weltweite soziale und ökologische Herausforderungen wie den Klimawandel oder eine wachsende Weltbevölkerung, die sich zunehmend urban ansiedelt, reagieren? Dieser Frage geht die in Kooperation mit dem studentischen Netzwerk für Wirtschafts- und Unternehmensethik (sneep) veranstaltete Tagung „Nachhaltige Stadt – Nachhaltige Mobilität“ am 4. und 5. Mai 2013 in Landau nach.

Schon heute lebt ungefähr die Hälfte der Weltbevölkerung in Städten – Tendenz steigend. Diese Entwicklung verursacht erhebliche ökologische und soziale Folgeprobleme. Wenn die Urbanisierung nicht nach den bisherigen klassischen Mustern weiterlaufen soll, dann stellen sich Fragen: Wie werden die Städte von morgen aussehen? Wie werden wir uns in ihnen in Zukunft fortbewegen? Welche globalen Auswirkungen hat das für das Klima? Hierzu gibt es vielversprechende theoretische und praktische Ansätze in neuen Formen der Stadtplanung und Mobilität. Das kreative Potenzial von Städten ist enorm und muss für eine nachhaltige Entwicklung mobilisiert werden, um eine nachhaltige Entwicklung zu ermöglichen.

Fragen rund um die Stadt der Zukunft widmet sich der gemeinsame Workshop der Jungen Akademie mit sneep. Die Junge Akademie mit ihrem Schwerpunkt Wirtschaft richtet sich als Initiative der Evangelischen Akademie der Pfalz an begabte und interessierte junge Menschen. Das Programm vermittelt Einblicke in ökonomische und biomedizinische Kontexte und sensibilisiert gleichzeitig für ethische und gesellschaftliche Fragestellungen. Der Kooperationspartner sneep, Akronym für „student network for ethics in economics and practice“ oder „studentisches Netzwerk Wirtschafts- und Unternehmensethik“ ist der Evange-

lischen Akademie in besonderer Weise verbunden, da es als Initiative von Teilnehmern der bis heute von der Evangelischen Akademie geförderten „Consulting Akademie Unternehmensethik“ 2003 gegründet wurde. Sneep versteht sich als interdisziplinäres Netzwerk für Wirtschafts- und Unternehmensethik, das einen Beitrag zur Etablierung der wirtschaftsethischen Diskussion an Universitäten und zu einem fruchtbaren Dialog zwischen Wissenschaft und Praxis leisten möchte.

Die Tagung richtet sich an junge Menschen zwischen 15 und 26 Jahren. Unterkunft und Verpflegung im Butenschoen-Haus in Landau sind kostenfrei. Die Teilnehmerzahl ist begrenzt.

Im Workshop referieren: Sascha Baron, imove – Institut für Mobilität und Verkehr, Technische Universität Kaiserslautern, Thema: Die Mobilität von morgen; Dr. Michael Droß, Technische Universität München, Thema: Urban | Mobil | Grün. Die Stadt von morgen ist lebenswert und autofrei; Alexander Lind, sneep, Thema: Nachhaltige Stadt – Nachhaltige Mobilität; Martin Randelhoff, Herausgeber und Gründer des Blogs „Zukunft Mobilität“, Thema: Mobilität von morgen – Chancen und Herausforderungen; Michael Schramek, EcoLibro GmbH, Thema: Nachhaltige Mobilität von morgen aktiv in Betrieben und Kommunen heute gestalten. *Jan Hendrik Quandt*

AKADEMIEPROGRAMM

Stand April 2013

4. und 5. Mai 2013, Workshop in Landau, Protestantisches Bildungszentrum Butenschoen-Haus
Nachhaltige Stadt – Nachhaltige Mobilität
 Fragen rund um die Stadt der Zukunft widmet sich der gemeinsame Workshop der Jungen Akademie mit sneep, dem studentischen Netzwerk Wirtschafts- und Unternehmensethik, zu dem wir Referenten aus Wirtschaft, Wissenschaft und NGOs erwarten. Für Jugendliche und junge Erwachsene bis 26 Jahre.

8. Mai 2013, 19 Uhr, Vortrag mit Diskussion in Ludwigshafen, Heinrich-Pesch-Haus
Das Bild Muhammads in Zeichnung und Film – Zwischen Islamfeindlichkeit und Meinungsfreiheit
 Anhand der Veröffentlichung eines Schmähdokumentes über den Propheten des Islams und neuer Muhammad-Karikaturen im vergangenen Jahr sowie deren Folgen verdeutlicht die Islamwissenschaftlerin Patricia Jessen die Gratwanderung zwischen Meinungs- und Pressefreiheit auf der einen und der gezielten Herabwürdigung einer Religion auf der anderen Seite. In Kooperation mit dem Christlich-islamischen Gesprächskreis Ludwigshafen.

5. Juni 2013, 19 Uhr, Vortrag mit Diskussion in Ludwigshafen, Alemi Islam Moschee
Traditionen islamischer Mystik
 Der Islam besitzt eine lange mystische Tradition. Was aber sind die tragenden Elemente und Einsichten mystischer Erkenntnis? In einer Zeit, in der die sogenannte Esoterik nicht nur virulent ist, sondern ihre Denkmodelle und Angebote zunehmend unhinterfragte Akzeptanz finden, gilt es, die Tiefendimensionen der Mystik herauszustellen. In Kooperation mit dem Christlich-islamischen Gesprächskreis Ludwigshafen.

21. und 22. Juni 2013, Tagung in Landau, Protestantisches Bildungszentrum Butenschoen-Haus
Über Israel reden – Nahostdebatte und christliche Theologie
 Der Nahostkonflikt gehört zu den kompliziertesten Krisenkonstellationen. Viele historische, politische, kulturelle und religiöse Faktoren wirken zusammen. Noch unübersichtlicher wird das Thema, weil in Deutschland die Erinnerung an die Shoa und die deutsch-jüdische Gewaltgeschichte immer präsent ist. Referenten: Karin Storch, Auslandskorrespondentin des ZDF in Tel Aviv, Dr. Siegfried Sunnus, ehemaliger Schriftleiter des Deutschen Pfarrerblattes, Prof. Dr. Manfred Oeming, Theologe, Universität Heidelberg und Dr. Uwe Gräbe, Nahost-Verbindungsreferent der Evangelischen Mission in Solidarität (EMS), ehemaliger Propst von Jerusalem

28. bis 30. Juni 2013, Tagung in Landau, Protestantisches Bildungszentrum Butenschoen-Haus
Gewinn und Moral – Zur Ethik der Finanzmärkte
 In der Veranstaltung werden folgende Fragen behandelt: Welchen moralischen Wertvorstellungen sollen Unternehmen genügen? Wie verhalten sich unternehmerisches Gewinnstreben und moralische Ideale zueinander? Wie kann Unternehmensethik in der Unternehmenspraxis konkret zur Geltung gebracht werden? Für Jugendliche und junge Erwachsene bis 26 Jahre.

9. bis 16. August 2013, Sommerakademie im Chiemgau, Kloster Seon
Menschenbilder – Seelenbilder
 Was macht den Menschen zum Menschen? In religiösen und philosophischen Traditionen spielt die Seele eine zentrale Rolle. Ist es die Seele, die den Menschen zum Menschen macht? Impulse, Diskussionen und Exkursionen zur Sache – und Zeit für informelle Gespräche auf der Klosterinsel im Seeoner See. Sommerakademie der Gesellschaft der Freunde der Evangelischen Akademie.

e-mail: info@capfalz.de > www.capfalz.de

WAS WOLLEN SIE WISSEN?

So kommen Sie an mehr Informationen: Rufen Sie uns an unter 0 63 41 / 9 68 90-30 oder füllen Sie diesen Coupon aus. Sie können ihn uns faxen unter 0 63 41 / 9 68 90-33 oder mit der Post schicken: Evangelische Akademie der Pfalz, Luitpoldstr. 10, 76829 Landau. Wer schnell an ganz aktuelle Informationen kommen will, besucht uns im Internet unter www.eapfalz.de

Vorname	Name
e-mail	Beruf
Straße/Nr.	
PLZ/Ort	
Tel. privat	Tel. dienstlich